

Freundeslieb' und Treu'

Wilhelm Hartlaub an Gustav Schwab über Eduard Mörike nebst ein paar andern unbekannten Briefen

Von Adolf Beck

„So wunderbar empfand ich es, so neu,
Daß noch bestehe Freundeslieb' und Treu'!
Daß uns so sicher Gegenwart Genuß
Zusammenhält in Lebensüberfluß!“

So sagt der Dichter seinem „Urfreund“ 1842¹. „Freundeslieb' und Treu'“ wurde Motto für die Briefe Mörikes an Wilhelm Hartlaub². Es ist Symbol auch für den hier bekannt gemachten Brief.

Am 13. März 1840 schrieb Mörike dem Freund in einem schon bekannten Briefe³:

„Für jenes Liebeswerk, ich meine den Brief an S., drücke ich Dir tausendmal die Hände! Es ist ein Dienst, den einem doch nur sein zweites Ich tun kann, dafür man ebendeshalb auch kaum mit Worten zu danken weiß. Seltsam, wie es so geht, seit ich die Epistel an Ort und Stelle denke, will mir die Hoffnung ganz einsinken. Nun sei's auch drum. Dann ist noch nicht alles Pulver verschossen.“

Den hier erwähnten „Brief an S.“ meint zweifellos auch Hartlaub, wenn er im Rückblick auf einen Besuch in Cleversulzbach am 24. Februar 1840 schreibt⁴: „Ich mag wohl sagen, daß mich das Andenken an Dich noch in keinem freien Augenblick verlassen hat . . . In den nächsten Tagen gehe ich an den Brief. Wenn er nur auch was wird!“ Doch dieser „Brief an S.“, das „Liebeswerk“, war bisher unerklärbar. Es ist der folgendes mitgeteilte Brief an Gustav Schwab⁵.

Verehrtester Herr Professor!

Wenn mit Gegenwärtigem ein Ihnen gänzlich Unbekannter sich die Freiheit nimmt, sich vertrauensvoll an Sie zu wenden, so hofft er zuversichtlich, daß Sie es mit der Wichtigkeit der Angelegenheit, in der er die Feder ergreift, entschuldigen werden.

Vor wenigen Tagen bin ich von einem Besuche bei meinem Freund Eduard Mörike in Cleversulzbach zurückgekehrt. Ich freute mich, wahrnehmen zu dürfen, daß es hinsichtlich seiner Gesundheit wenn auch langsam, und mit manchen Unterbrechungen, doch merklich besser gehe; wenn aber nicht so schnell, als es gehen könnte, als es gewiß der heiße Wunsch aller seiner Freunde ist, die nichts lieber

sähen, als diese so reich ausgestattete, mit Poesie so herrlich gesegnete Natur, diesen Mann von Geist frei von allen den Hindernissen, die seine Tätigkeit schon so lange hemmen und beschränken, so hat dies hauptsächlich seinen Grund mit in einem Umstand, der mir zwar schon länger bekannt ist, den ich aber besonders bei meinem letzten Besuche ausführlich mit ihm besprochen habe, und den, wo Hülfe dringend nötig, möglich, ja wahrscheinlich ist, zu verschweigen unverantwortlich wäre.

Mörike, der selbst so wenige Bedürfnisse hat, dessen Lebensweise die einfachste, natürlichste ist, befindet sich dennoch in ökonomischer Hinsicht in einer wahrhaft drückenden Lage, in einer Lage, die ihn nicht loskommen läßt von peinlichen Sorgen, die ihn mit Menschen in solche Berührungen bringt, die seinem innersten Wesen zuwider sind, um so mehr, je zarter er fühlt, je gewissenhafter er in diesem Punkt ist; er, der auch den bescheidensten Genuß sich zu versagen gewohnt ist, dessen geringes Einkommen, trotzdem, daß er noch immer einen Vikar zu halten genötigt ist, dennoch für ihn hinreichen würde, sieht sich in Schulden, die zu tilgen er für jetzt gänzlich außer Stand ist, ja die ihm eben die nötige Freiheit, Ruhe und Heiterkeit des Gemüts rauben, um sich durch schriftstellerische Tätigkeit zu erwerben, womit sie gedeckt werden könnten. Der bei weitem größte Teil des zu verschiedenen Zeiten aufgenommenen Gelds kam ihm nicht zu gut, sondern andern, für die er sich verbürgte, denen zu helfen er brüderlich genug gesinnt war, die ihre Verbindlichkeiten gegen ihn nicht mehr erfüllen können; den kleineren Teil veranlaßte die vor einigen Jahren notwendig gewordene Badkur. Sie mögen im Ganzen nicht unter 600 fl. betragen. Soll nun diese peinliche Lage, in die er unverschuldet geriet, die ihn fortwährend beengt, um Gesundheit und Frieden bringt, fortwährend seine Kräfte und Wirksamkeit lähmen? Gewiß, Sie empfinden wie ich, hier muß geholfen werden, je eher, so besser! und hier ist auf Ihre Güte und auf die freund-

schaftlichen Gesinnungen gerechnet, die Sie immer gegen ihn hegten. Er glaubt nämlich, seine Exzellenz der Freiherr von Cotta, dessen großmütiger Unterstützung schon so mancher sich zu erfreuen hatte, würde, mit den Umständen bekannt gemacht, sich vielleicht bewogen finden, die genannte Summe darzuleihen, wogegen sich Mörike verbindlich machen würde, seine nächsten schriftstellerischen Produktionen der Freiherr von Cotta'schen Buchhandlung zu überlassen (worüber sich Mörike, im Fall seine Bitte Gehör fände, des Weiteren genau und schriftlich erklären würde). Sie aber, verehrtester Herr Professor, würde er um freundliche, wenn es die Gelegenheit gäbe, persönliche, wo nicht, um schriftliche Verwendung in dieser Angelegenheit ersuchen. Durch Sie sollte Herr von Cotta von der Sache unterrichtet werden, aus Ihrem Munde würde die Bitte meines Friends von besonderem Gewichte sein. – Das Eine darf ich noch ausdrücklich versichern, daß die Summe einzig und allein seiner Person zu gut käme.

Wie würde ich mich freuen für ihn, wenn ich ihn recht bald versichern dürfte, daß Sie dieser Sache Ihren Beifall schenken, und zur Mitwirkung sich gedrungen fühlen!

Ich schließe mit der wiederholten Bitte, diese Zeilen gütig aufzunehmen. – Genehmigen Sie die ausgezeichnete Hochachtung, mit der ich die Ehre habe zu sein

Ew. H. Würden gehorsamster
Wilhelm Hartlaub Pfr.

Wermutshausen, Oamts Mergentheim,
am 1. März 1840.

Der Brief spricht für sich selbst – vorab zu Ehren Hartlaubs – und bedarf nicht eben langen Kommentars. Als die Freunde bei Hartlaubs Besuch die bedrückende Lage des Dichters prüften und besprachen, war ihr Blick schon zu dem großen Cotta hingestreift, der 1838 die Gedichte Mörikes verlegt hatte. Es war wohl Hartlaub, dem es einfiel, Gustav Schwab um seine Vermittlung anzugehn, den Freund und „Leib-Lektor“ Cottas, den selbstlosen Förderer „vaterländischer“ Poesie, damals vorübergehend Pfarrer in Gomaringen. Er wollte Mörike wohl und hatte mit ihm seit 1828 – damals erhielt er auch ein launiges Gedicht „Entschuldigung“ von ihm – mehrmals Briefe gewechselt, kostbare Gedichte von ihm für Cottas Morgenblatt sowie für seinen und Chamissos Musenalmanach erhalten und „Maler Nolten“ rezensiert.

Das Leben Mörikes in Cleversulzbach gilt noch immer vielen als Idyll. Es war gewiß idyllisch getönt. Davon

zeugen die Briefe des Dichters. Der Brief Hartlaubs aber zeichnet dazu einen dunklen Hintergrund. Man mag einiges darin auf den Zweck zurückführen, der Eindringlichkeit der Fürsprache forderte: die Schilderung der Lage und der Stimmung Mörikes bleibt darum doch ergreifend. Der Dichter der Idylle „Der alte Turnhahn“: er war in Gefahr, zu versinken in der Sorge, „Gesundheit und Frieden“, „Freiheit, Ruhe und Heiterkeit des Gemüts“ zu verlieren und damit auch die Stimmung einzubüßen, auf die gerade er, trotz einem, für sein Dichten angewiesen war. Er wußte selbst nur allzu wohl: „Ein schönes Werk von innen heraus zu bilden, es zu sättigen mit unsern eigensten Kräften, dazu bedarfs . . . vor allem Ruhe und einer Existenz, die uns erlaubt, die Stimmung abzuwarten.“⁶

Schwab in seiner Güte versagte sich dem Anruf nicht. Am 21. März schrieb er an Cotta:

„Mitten unter dieser Antwort erhalte ich nun beifolgende abermalige Appellation an Dich, hochverehrtester Freund! die ich, der ich allen diesen Mediationsversuchen entgangen zu sein glaubte, doch nicht geradezu von mir weisen darf, da die Sache ein hochedles schwäbisches Dichtertalent, das unterzugehen drohet, betrifft.

Ich will Dir sub rosa ehrlich nicht nur den, wie es scheint, ostensibeln Brief des mir unbekannten Pfarrers Hartlaub, sondern auch den sehr unostensibeln hiermit zu senden.

Hätte die Buchhandlung nicht eine literarische Redaktionsarbeit, welche dem armen verkommenen Dichter übertragen werden könnte, bei welcher er sogleich beschäftigt werden könnte, und bei welcher sein Name, der bereits ein Ehrenname ist, auch am Platze wäre?

Könnte er nicht den *Pfeffel*⁷ redigieren, den Deine Güte einst mir zudachte, der mir die größte Freude wäre, den ich aber, wenn es einen solchen Dienst gälte, dem guten Mörike, wenn er dadurch von seinem durch Nachsicht gegen verschwenderische Brüder gehäuften Schuldenwesen befreit werden könnte, von Herzen gern überlasse. Oder hast Du nicht sonst etwas Ähnliches für ihn? Es hieße eine literarische Seele gerettet.“

Was Hartlaub umschrieb: „denen zu helfen er brüderlich genug gesinnt war“, nannte Schwab bei Namen: „verschwenderische Brüder“. Er verband mitfühlende Sorge um „ein hochedles schwäbisches Dichtertalent“ mit nüchterner Fürsorge; er suchte dem großen Verleger das Ansinnen schmackhaft zu machen und der heiklen Sache den Geruch der Bettelei zu nehmen. Zu dem „ostensibeln Brief“ Hartlaubs legte er seinen „sehr unostensibeln“. Der blieb dann bei Cotta. Er ist von dem andern Herzensfreunde Mörikes in Tübingen, dem einstigen Gefährten in das Traumland von Orplid: von Ludwig Bauer. Er war es, der Hartlaubs Brief am 12. März Schwab, den er kannte, zugehn ließ und dazu schrieb:

„Mit zögernder Feder begleite ich angeschlossenen Brief durch diese Zeilen. Der Brief enthält einen Plan zur Tilgung Mörrischescher Schulden, und den Wunsch, daß Sie durch Ihr Fürwort den Plan bei Cotta unterstützen möchten. Ob Sie hierauf eingehen werden, ob Cotta für den Vorschlag empfänglich ist, – dies nebst andern Fragen getraue ich mir keineswegs zu beantworten. Ich kann nur sagen, daß Vorschlag und Brief des Pfarrers Hartlaub aus einem Herzen voll der aufopferndsten Freundschaft geflossen, daß Hartlaub von der Ausführbarkeit der Sache überzeugt ist, und daß er den Brief an Sie nur deswegen gewagt hat, weil er glaubte, hiermit einer wesentlichen und den besten Erfolg versprechenden Pflicht gegen Mörricke zu genügen; denn seit mehr als 20 Jahren hängt er mit beinahe schwärmerischer Sympathie an Mörricke. Mögen Sie daher, wie auch Ihr Urteil über den Gegenstand selbst sich bestimme, den Zeilen von Hartlaub ein freundliches Wohlwollen nicht versagen!“

In Beziehung auf die Sache klingt das wohl ein bißchen reserviert . . . In dem eingangs zitierten Dankbrief an Hartlaub, vom Tag darauf, schrieb Mörike, die Hoffnung wolle ihm „einsinken“. Zwölf Tage später, am 25. März:

„Ich schicke hier, mein Edelster! zwei Briefe, aus denen Du ersiehst, daß durch die Freunde jetzt das Mögliche in meiner Angelegenheit mit C. geschehen ist, zumal wenn Bauer, wie ich doch vermute, noch selber mit ihm sprach. Ohne Zweifel hat Schwab Deinen Brief dem C. beigeschossen, worauf ich großen Wert lege. – Bauer . . . schreibt am Schluß: ‚Wir wollen nicht zu frühe hoffen, denn Cotta ist Baron‘. Ich meinstenfalls weiß nur, daß dieser Herr in seinem Buchhändlerwappen einen Greifen (*hier steht eine Zeichnung des Cottaschen Greifen*) führt, und daß die Greifen in Bewachung ihres Golds grausame Tierer gewesen.

Welchen Vorschlag hättest denn Du für den Fall des Mißlingens? Mir fiel auch etwas ein, wobei sichs nicht nur um die Gnade eines Freiherrn, sondern gar eines Fürsten handelt. Die Sache hat jedoch auch ihr Gehässiges. Mündlich läßt sich vielleicht darüber reden. Dich oder Deinen Rat könnte ich nicht dabei entbehren“.

Des Dichters Ahnung sollte recht behalten. Am 14. April erging an Schwab die Antwort des „Barons“: er habe jetzt kein Geld.

„Sonderbar wird es Dir freilich klingen, wenn ich Dich mit Bitten bestürme, während ich in Beziehung auf Mörike in diesem Augenblick Deinen Wünschen nicht entsprechen kann.

Es ist nämlich jetzt die Zeit, wo kein Buchhändler Geld hat, und dieser fatale Zustand dauert noch bis *nach* der Ostermesse.

Je nachdem diese ausfällt, steigt sein Mut und seine Kräfte.

Von ihrem Erfolg hängt es also ab, ob die J. G. Cotta'sche Buchhandlung ihn unterstützen kann.

Die Herausgabe Pfeffels, welche schon sehr weit vorgeschritten ist, hat Freund Hauff übernommen.

Wollte er nur für die Vierteljahrsschrift schreiben, bei welcher das Honorar gleich nach Erscheinen jeden Heftes ausgezahlt wird, so könnte er sich alle 1/4tel Jahre an 150–200 f. verdienen.“

Darauf Schwab am 24. April:

„Du nimmst unsrem guten Mörike doch nicht alle Hoffnung, und ich will Deinen gütigen Bescheid seinen Freunden melden.“

Das klingt wie Epilog. Zu regelmäßiger Mitarbeit des Dichters an der Zeitschrift Cottas ist es nicht gekommen. Das war nun einmal seine Sache nicht. Er bedurfte, um zu schreiben, des erleuchteten Moments und „einer Existenz“, die ihm erlaubte, „die Stimmung abzuwarten“.

Hartlaubs Versuch, ihm durch Entschuldung solche Existenz zu schaffen, war gescheitert, die „Hilfsaktion“ ausgegangen wie das Hornberger Schießen. Oder doch nicht?

Am 10. Mai bedankt sich Mörike bei Hartlaub überschwänglich⁸:

„Nur insofern die Liebe eng verbundner Freunde, wie wir sind, selber ein Wunder ist, . . . – nur in dem Sinne sollte mich das was durch Dich geschah als etwas Außerordentliches rühren können. Und doch, bekenn ich Dir, hat michs aufs höchste überrascht und überwältigt. Ich hielt es, schon von vornherein, beinahe für unmöglich, und noch als die Geschwister abreisten . . ., wußte ich nicht, ob ich die Anfrage an Dich zulassen sollte Als nun Klärchen abends um 9 Uhr ins Zimmer trat . . . und ich nach der Begrüßung fragte: nun, und wie gings?, sagte sie ernsthaft: Hört, aber das sind unbegreiflich unbegreifliche Leute an Liebe und Treue! – – Da kam es denn heraus . . .

An den folgenden Tagen ward die Kanzlei auf meiner Stube aufgeschlagen, . . . gerechnet, gezählt, geschrieben, registriert und gepackt, den ganzen Tag roch es nach lauter Siegellack im Zimmer. Gottlob! nun sind (mit 550 f.) so an die 40 Kerle totgeschlagen und wird mich ihrer keiner mehr beißen noch zwacken . . . Der alte Mist ist weg! Du aber bist der Herkules, der den Alpheus und Peneus durch meine Ställe führte! Lieber! ich bin Dir nunmehr gegen 1000 f. schuldig, und ich erschrecke nicht, obwohl ich weiß was dieses heißen will. Du sollst redlich bezahlt werden. Dies sei mir die heiligste Sorge, die ich nur haben kann!“

Was war geschehn? Hatte sich Cotta nach erfolgreicher Messe doch noch besonnen? Der Satz: „Ich hielt es schon von vornherein beinahe für unmöglich“ läßt daran denken. Aber alles andere, besonders das Wort der Schwester über die „unbegreiflichen Leute an Liebe und Treue“, die hyperbolische Bezeichnung des Freundes als Herkules, der den Stall des Augias ausräumte, und die Berechnung,

ihm „nunmehr gegen 1000 Gulden schuldig“ zu sein: das alles deutet entschieden darauf hin, daß Wilhelm Hartlaub, von Cotta durch Schwab abschlägig beschieden, dem bedrängten Dichter ungefähr die in seinem Brief an Schwab genannte Summe von 600 Gulden aus der eignen Tasche vorgeschossen, vielleicht auch unter Bürgschaft aufgetrieben hatte. Dafür sprechen auch in Mörikes Brief vom 26. Juni die dankbaren Sätze⁹:

„Du bist es auch, durch den die Luft um mich herum viel heiterer und leichter wurde. Täglich empfinde ich das, mehr als ich sagen kann. Ich bin auch schon behaglicher in meinen Wänden hier, die ich schon lang feindselig angesehen hatte“.

Das ist offenbar der eigentliche Epilog der Geschichte. Ihr Held ist Wilhelm Hartlaub, der „Urfreund“ von unbegreiflicher „Liebe und Treue“, wie Klärchen Mörike dem Bruder damals sagte, als sie ihm – der „bei dem allerbesten Willen zum Kapitalisten eben einmal nicht geboren“ war¹⁰ – bei der abendlichen Heimkehr den Sack voll Gulden überreichte. Er aber prägte zwei Jahre später aus jenem schlichten Wort ein so schlichtes wie schönes Vers-Juwel:

„Daß noch bestehe Freundeslieb' und Treu'!“

Dem Freunde Hartlaub war es wesentlich zu danken, daß der Dichter jene zwei Verse schreiben konnte, deren

erster Grundbegriffe des alten Goethe aufnimmt, deren zweiter das Wort „Lebensüberfluß“ vergeistigt und veredelt:

„Daß uns so sichrer Gegenwart Genuß
Zusammenhält in Lebensüberfluß!“

¹ „An Wilhelm Hartlaub“. Mörikes Werke, hrsg. von H. Maync. Bd. 1, 147 f. – ² „Freundeslieb' und Treu““. 250 Briefe E. Mörikes an W. Hartlaub, hrsg. von G. Renz. Leipzig 1938. – ³ Renz S. 106. – ⁴ Marbach, Schiller-Nationalmuseum. – ⁵ Hartlaubs und Cottas Brief gehören zu Schwabs Nachlaß in der UB Tübingen; der Bauers und die zwei von Schwab sind im Schiller-Nationalmuseum, Cotta-Archiv (Stiftung der Stuttgarter Zeitung), der Mörikes an Hartlaub vom 25. 3. 1840 (unveröffentlicht) in der Württ. LB. Für die Erlaubnis zur Veröffentlichung gebührt den Herren Direktoren der drei Institute, für wertvolle Hilfe der Leiterin des Cotta-Archivs, Frau Dr. Kuhn, aufrichtiger Dank. Der Brief Cottas ist schon veröffentlicht von W. Berg, Der poetische Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung . . . Diss. München 1959. – Die Rechtschreibung ist modernisiert, in dem Briefe Hartlaubs der Übersichtlichkeit halber an zwei Stellen ein Absatz eingerichtet (Abs. 3 und 4). – ⁶ An Hermann Kurz, 26. 6. 1838. – ⁷ Eine neue Ausgabe der Werke von Konrad Pfeffel (1736–1809), dem Dichter von Fabeln und poetischen Erzählungen. – ⁸ Renz S. 107 bis 109. – ⁹ Renz S. 113. – ¹⁰ „Ländliche Kurzweil. An Constanze Hartlaub“ (Maync Bd. 1, 148–51).

Barockes Oberschwaben

Von Karlheinz Schaaf

„Der Niederschwabe ist bei sehr schmaler Kost ungemain thätig und zähe; dagegen der Oberschwabe bei guter Kost viel bequemer und weicher.“ So unterscheidet einer der, freilich recht pauschal formulierten, „100 Paragraphen über Schwaben überhaupt und Württemberger insbesondere“¹ aus dem Jahr 1836 den Menschenschlag des Gebietes um den mittleren Neckar und den des Raumes zwischen oberer Donau und Bodensee. Die Akzente sind deutlich gesetzt. Die Spitze der Formulierung richtet sich gegen die „Oberländer“, gegen die „Neuwürttemberger“, die etwa ein Menschenalter zuvor dem altwürttembergischen Territorium zugeschlagen worden waren. In diesem Sinne muß ein „Unterländer“ argumentieren, der über die geographischen Gegebenheiten hinweg auf die Besonderheit der Lebensäußerungen in den beiden Landesteilen achtet und sie entsprechend wertet. Er deutet damit unausgesprochen auf die Ver-

schiedenartigkeit der geschichtlichen Entwicklung von Ober- und Unterland hin².

Oberschwaben stellt auf der Territorialkarte Südwestdeutschlands im 18. Jahrhundert eine reichgegliederte Größe dar. Man kann dies bei einem Vergleich mit dem nordwärts angrenzenden, zentralistisch verwalteten und protestantischen Herzogtum Württemberg rasch in den Blick bekommen. Oberschwaben, das ist ein buntfleckiges Nebeneinander verschiedenster Herrschaftsgebilde, die bis auf geringfügige Ausnahmen in den reichsstädtischen Gemeinwesen samt und sonders katholisch sind: Adelsbesitz, vorderösterreichisch-landvogteiische Gebiete und Verwaltungsbezirke, Reichsstifte, Klöster und Reichsstädte. Diese disparat anmutende politische Vielfalt aber wird durch die Prägekraft barocker Kunst- und Lebensformen zu einer Kulturlandschaft von überraschender Geschlossenheit zusammengebunden. Denn das